

2.2 Metaphernverbot – Ich-Verbot – Erzählverbot?

Da Objektivität und Neutralität als oberste Gebote wissenschaftlichen Arbeitens gelten, sollte auch die Sprache der Wissenschaft diesen Zielen dienen. Die sprachlichen Mittel müssen folglich eine sachliche, eindeutige, neutrale Darstellung erlauben. Lange galten deshalb die „drei Verbote“: Metaphernverbot, Ich-Verbot und Erzählverbot als Garanten wissenschaftlicher Exaktheit. Neuere wissenschaftliche Texte lassen allerdings erkennen, dass diese Normen durchaus nicht mehr allgemein bindend sind. Die Sprache der Wissenschaft ist voll von verdeckten **Metaphern**: die *Wurzel* in Mathematik oder Linguistik, das *Netz* in der Energiewirtschaft, der *Stamm* in der Biologie, die *Datenquelle* in der Informatik.

Diese Metaphern werden längst nicht mehr als solche erkannt; sie gelten vielmehr als seriöse Fachtermini. Lediglich eine ungewöhnlich blumige Ausdrucksweise gilt als wissenschaftlich unseriös (vgl.: Auer, Peter und Harald Basler: *Der Stil der Wissenschaft*. In: Auer, Peter und Harald Basler (Hrsg.): *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*. Frankfurt/ New York, 2007, S. 9-29, S.14).

Das **Ich-Verbot** hat sich, wie linguistische Studien nachweisen konnten (vgl. Auer/Basler: *Der Stil der Wissenschaft*. S. 17-20), in den letzten dreißig Jahren vor allem unter dem Einfluss anglo-amerikanischer Wissenschaftstexte erheblich gelockert. Dabei gibt es allerdings nach wie vor kulturelle sowie disziplinentypische Präferenzen.

Es hat sich gezeigt, dass wissenschaftliche Texte nicht ausschließlich Fakten vermitteln, sondern dass Wissenschaftler ihre eigenen Texte auch kommentieren und relativieren, ihre Ergebnisse abschwächen, um sie gegen mögliche Einwände zu schützen oder sie für spätere neue Einsichten offen zu halten. Dieses so genannte **Hedging** findet sich besonders häufig in wissenschaftlichen **Aufsätzen**, die oftmals eine Vorreiterfunktion in der wissenschaftlichen Kommunikation erfüllen.

Neben dem Hedging dienen die Ich- oder die Wir-Form aber auch dazu, den Leser in die Überlegungen des Autors einzubeziehen. Deshalb findet sich diese Form besonders häufig in Ankündigungen oder Überleitungen. Die in anglo-amerikanischen Texten als **lucid writing** bezeichnete direkte Ansprache des Lesers hat sich in deutschen Wissenschaftstexten vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften weitgehend durchgesetzt (vgl. Graefen, Gabriele und Winfried Thielmann: *Der wissenschaftliche Artikel*. In: Auer, Peter und Harald Basler (Hrsg.): *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*. Frankfurt/ New York, 2007, S. 67-97), in anderen wissen-

schaftlichen Disziplinen, vor allem aber im internationalen Kontext herrschen dagegen noch sehr unterschiedliche Gepflogenheiten.

Auch das **Erzählverbot** gilt nur bedingt: So gibt es z.B. in der Medizin, der Psychologie, der Anthropologie oder in den historischen Wissenschaften durchaus narrative Passagen wie Fallbeispiele oder Darstellungen der Vorgeschichte eines Forschungsvorhabens (vgl. Auer/Basler: *Der Stil der Wissenschaft*. S. 20-22).

Festzustellen bleibt, dass es nicht *den* wissenschaftlichen Stil gibt, sondern durchaus unterschiedliche wissenschaftliche Stilformen. Aufgabe des Autors/der Autorin ist es in jedem einzelnen Fall, zu entscheiden, in welchem Kontext und für welche Adressaten welche Stilvariante zu wählen ist. Entscheidend ist es dabei, die Gepflogenheiten der eigenen Wissenschaft zu kennen und zu beachten. Nicht nur unterscheiden sich die Stil-Ideale der Naturwissenschaften von denen der Geisteswissenschaften, auch innerhalb der Wissenschaftsbereiche gelten unterschiedliche Anforderungen. Dabei ist die **Kommunikationssituation** für die jeweilige Entscheidung bedeutsam: Schreibe ich einen Vortragstext für einen Tagungsbeitrag, einen wissenschaftlichen Artikel in einer Fachzeitschrift, einen fachdidaktischen Aufsatz, eine populärwissenschaftliche Abhandlung oder eine selbstständige Forschungspublikation bzw. eine so genannte Laufbahnschrift wie z.B. eine Dissertation? Bei Laufbahnschriften sind im Unterschied zu anderen wissenschaftlichen Publikationen in besonderem Maße die Vorgaben und Anforderungen des Prüfers zu berücksichtigen.

Auch der Umfang des jeweiligen Textes spielt eine Rolle: Ein Vortrag komprimiert die Aussagen in der Regel stärker als eine Buchpublikation, die ihre Argumente ausführlicher kontextualisieren und auch detailreichen Darstellungen mehr Raum zugestehen kann.

2.3 Textsorten

Betrachten wir anhand einiger ausgewählter Textmerkmale drei unterschiedliche wissenschaftliche Textsorten, die sich in ihren Stilmerkmalen markant voneinander unterscheiden: den fachwissenschaftlichen Text, den wissenschaftlichen Vortrag und die populärwissenschaftliche Studie. Der Blick auf die unterschiedlichen Stilkonventionen macht exemplarisch deutlich, welche Bandbreite wissenschaftlicher Ausdrucksvarianten üblich und vertretbar ist.

2.3.1 Fachwissenschaftliche Texte

Wissenschaftliche Texte wie Aufsätze, Seminararbeiten, Studienabschlussarbeiten oder Dissertationen unterscheiden sich in der Komplexität der Themenstellung, in ihrer Methodik sowie ihrer Zielgruppe. Entsprechend werden unterschiedliche Anforderungen an Umfang, Forschungsauftrag, wissenschaftliche Präzision und Kenntnis der Forschungslage gestellt. Trotz dieser Differenzierungen lassen sich gemeinsame Merkmale ausmachen:

Alle fachwissenschaftlichen Texte zeichnen sich durch eine hohe **Informationsdichte** aus, weil sie auf möglichst knappem Raum möglichst kompaktes Wissen transportieren wollen. Diese Informationsdichte erreicht man unter anderem durch den **Einsatz von Substantiven**, die gedrängtes Wissen vermitteln. Im Unterschied zu Alltagstexten, die durch zu viele Substantive leicht als unleserlich gelten, erhöhen Substantive in wissenschaftlichen Texten den Informationsgehalt – solange die Syntax überschaubar bleibt. So argumentiert eine Einführung in die Analyse von Hollywoodfilmen folgendermaßen:

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Mainstream-Film ist nicht länger damit beschäftigt, die Hollywood-Ideologeme zu attackieren, sondern beschäftigt sich differenziert und spezifiziert damit, wie genau Inhalte/Ideologeme in den jeweiligen Filmen verhandelt werden. Gerade das Aufgreifen und die Kombination gesellschaftlich relevanter Themen gehört zu Hollywoods Popularisierungsstrategien, die aber nur dann zum Erfolg führen, wenn sie in komplexen „Negotiationen“ mit dem Publikum ausgehandelt werden.

In wissenschaftlichen Aufsätzen finden sich, häufiger als in anderen wissenschaftlichen Texten, markant viele **selbstreferenzielle Textkommentierungen**, damit der Leser der gedrängten Darstellung leichter folgen kann. Solche Kommentierungen formulieren Absicht, Zielsetzung oder das eigene Vorgehen. Ein Aufsatz über Produktinnovation und internes Unternehmenswachstum skizziert das eigene Vorgehen folgendermaßen:

Nach kurzer Erläuterung der Grundbegriffe soll der Schwerpunkt der Betrachtung auf drei produktpolitisch orientierten strategischen Grundausrichtungen liegen, zwei Folger- und einer Pionierstrategie. Die Wahl der alternativen Folgerstrategien wird weitgehend durch die eigene Ressourcenausstattung im Vergleich zu der des Wettbewerbs sowie die Wahrnehmung von Marktchancen bestimmt. Die Betrachtung ist marktorientiert, rückt deshalb Produktionskostenaspekte in den Hintergrund.

Der Aufbau einer Studie zu leistungsorientierter Vergütung im öffentlichen Sektor wird folgendermaßen beschrieben:

Im ersten Schritt zeichnen wir in groben Zügen die theoretische Debatte nach. Anschließend stellen wir den Ablauf und die Datenbasis unserer Analyse vor. Nach deskriptiven Auswertungen berichten wir die Ergebnisse multivarianter Schätzungen. Abschließend interpretieren wir die Ergebnisse mit Blick auf neuere theoretische Entwicklungen und diskutieren die praktischen Konsequenzen der Ergebnisse.

Die Autoren können als Verfasser in der **Wir-Form** hervortreten, vor allem bei Gemeinschaftspublikationen mehrerer Autoren wie im obigen Beispiel, oder hinter dem Text zurücktreten. Aber auch die **Ich-Form** setzt sich unter dem Einfluss anglo-amerikanischer Wissenschaftstexte mehr und mehr durch, vor allem bei der Erläuterung der eigenen Arbeitsweise: *Ich möchte im Folgenden einen Perspektivwechsel vorschlagen und das Problem aus der Sicht der Zeitschriften beleuchten.*

Üblich ist auch eine **Mischung von „Ich“ und „Wir“-Aussagen** und unpersönlichen Formulierungen:

Es soll nun noch etwas genauer gesagt werden, welche literarischen Formen in der christlichen Überlieferung als Erzählungen gelten dürfen. Wir wollen als Erzählung eine Redeweise rechnen, in der wie bei Lukas vom verlorenen Sohn berichtet wird. Man kann diese Form als hypothetisches Erzählen bezeichnen. Die Bedeutung der Geschichte leidet nicht darunter, dass ihr keine historische Faktizität zukommt. Mir ist auch aus der Bibellektüre nicht bekannt, dass die Jünger den Erzähler Jesus jemals gefragt hätten, ob die Geschichte auch tatsächlich so geschehen sei.

Da der Nachvollzug des Lesers wesentlich von der inhaltlich-logischen Verbindung innerhalb des Textes abhängt, werden die **logischen Markierungen** besonders deutlich gesetzt. In einer Studie über Postkolonialismus – unterstrichen sind die logischen Markierungen – heißt es:

Der Postkolonialismus ist ein vor allem von Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern formuliertes Konzept; dennoch wird eine grundlegende Dimension kaum thematisiert: die Grenze zwischen Literatur und Nicht-Literatur – und das, obwohl diese Differenz heute nicht mehr ontologisch begründet wird. Literatur kann Teil des kolonialen Diskurses sein, sie ist aber auch spielerische Inszenierung kultureller Differenzen. Darin liegt ihr spezifisches interkulturelles Potenzial.

Eine Interpretation von Kafkas Erzählung „Die Sorge des Hausvaters“ – unterstrichen auch hier die logischen Markierungen – argumentiert folgendermaßen:

Die sorgenvolle Betroffenheit des Hausvaters hat ihren Grund in der Existenz Odradeks. Solch ein Wesen, das ungreifbar bleibt, muss existenzielle Ängste auslösen. Deshalb die Sorge des Hausvaters. Odradek negiert nicht nur die Erkenntnisfähigkeit des Subjekts, sondern scheint auch seiner Sterblichkeit enthoben zu sein, denn das menschliche Subjekt ist endlich, während auf Odradek gerade diese Bestimmungen nicht zutreffen.

In wissenschaftlichen Aufsätzen, die häufig neue Forschungsansätze zur Diskussion stellen, kann man nicht ausschließen, dass künftige Untersuchungen zu abweichenden Ergebnissen kommen. Deshalb spielt hier das so genannte **Hedging** eine besondere Rolle: Relativierend apostrophieren die Autoren ihre Ergebnisse als bedingt vorläufig, offen für Kritik und spätere Korrekturen.

Eine Untersuchung zum Einfluss des Familienklimas und der Bindungsrepräsentation auf den Auszug aus dem Elternhaus resümiert:

Die logistische Regression zur Vorhersage des Auszugsverhaltens zeigt, dass die Unterschiede zwischen den Gruppen mit unterschiedlichem Auszugsverhalten im Familienklima und der Bindungsrepräsentation eine Vorhersage des Auszugsverhaltens erlauben. Diese Vorhersage ist aber nicht völlig sicher, da natürlich auch die soziodemographischen Variablen einen großen Beitrag dazu leisten, was in unserer Studie jedoch nicht in der selben Form repliziert werden konnte.

Relativierend argumentiert auch eine Untersuchung zur Ehe in der Merowingerzeit:

Aus dem Text gewinnt man den Eindruck, dass beide Partner gleichberechtigt waren, und in der Tat bezeugt Gregor von Tour nicht nur Scheidungen außerhalb des Königshauses in den oberen Schichten, sondern er berichtet außerdem, dass die Frau ihr Vermögen mitnahm. Das Scheidungsverbot entwickelte sich erst im 8. und 9. Jahrhundert unter Einfluss der Kirche. So wird man davon ausgehen können, dass sowohl Männer als auch Frauen die Initiative ergriffen, um sich scheiden zu lassen, und dass dies auch von der Gesellschaft toleriert und kirchlicherseits zumindest im 6. Jahrhundert noch nicht geächtet oder gar verboten war.